

Zweimal wanderte ich fünf Tagereisen weit zum Fluß. Das dritte Mal nahm ich Lobita mit. Ein Dampfer brachte uns in acht Tagen nach Buenos Aires. Hier wohnten wir auf dem flachen Dach eines bescheidenen Gasthauses. Lobita eroberte jedes Wesen, das zu ihr kam. Die Wirtstochter wurde eifersüchtig, wenn Lobita sich um die Füße des Kammermädchens schlängelte und sich nicht fortlocken ließ. Der Hausspitz wollte nur noch mit der Sumpfungfer spielen, war nicht vom Dach zu prügeln. Ja, man wollte mir einen großen Geldschein geben und meine Chaco-Lobita mitnehmen.

Meine Jagdbeute war schnell verkauft, und bald fuhren meine kleine Freundin und ich wieder flußaufwärts. Nicht lange, da hatte unser lebendes Häuschen uns wieder. Um uns Sümpfe, Sümpfe, Wälder, Wälder. Und hier kamen wir uns noch näher, bildeten unsere Sprache aus. Lobita ging nun auch mit mir zu dem nächsten großen Sumpf und fing für uns beide Fische. Ein bestimmter Laut von mir, und sie verließ das Wasser. Braun und schlank wie ihre wilden Schwestern wurde jetzt Lobita. Kein Tier, auch nicht der gefangene Jaguar war so unbändig, so teuflisch wild im Eisen, wie die gefangene Otter. Häufige Schüsse, Fangstellen trieben die heimlichen Ottern meilenweit fort. Welches Tier war so scheu, lebte so verschwiegen wie sie? Hingegen wie zahm, fast unnatürlich anhänglich war meine Lobita!

Einmal hatte sie eine böse Nacht. Sie pffte hell, klagend, ich meinte sehnsüchtiger als sonst, so daß ich wirklich Pein empfand. Ich konnte sie auch nicht beruhigen und schlief übermüde erst gegen Morgen ein. Die Sonne guckte bereits in meinen Baum, als ich erwachte. Lobita war weg. Nie war sie allein ausgegangen. „Lobita!“ Keine Antwort. Ich dachte sofort an den Tümpel, ging hin, sah zwei Ottern am Ufer. Lobita mit einem Freund? Von wo — weitab — mochte sie den hergelockt haben? Er war dunkler, größer, wild. Sie spielten. Leise schlich ich mich zurück. Lobita war allein gegangen, sie würde allein wiederkommen. Aber ich hörte sie

erst in der Nacht. Schwankend, mit tiefen Bißwunden kam sie nach Hause, schlief sofort unter meinen Händen ein.

Fortan ging sie nicht mehr ohne mich aus. Ihre Bewegungen wurden selbstbewußter, schmiegsamer. Das helle Leibchen dehnte sich, zarte Erhebungen zeigten sich rosig an den flaumigen Stellen. Ich freute mich schon auf die dunkelbraunen Samtkinder.

In diesen Tagen spürte ich einen Jaguar, der sich in der Dunkelheit auch in die Nähe unseres Häuschens wagte.

So fand mich eine Mondscheinnacht unweit meines Jagdlagers in einem Baum. Unter mir, auf einem Landstreifen zwischen zwei Sümpfen, war ein von dem Jaguar häufig benutzter Wildwechsel.

Lange mußte ich auf den Jaguar warten. Vollgesogene Moskitos hingen in meinem Gesicht. Es war so unheimlich still, daß ich sie unter meinen reibenden Händen platzen hörte. Durch Schlagen konnte ich mich dem Jaguar verraten. Plötzlich ein Schrei in meinem Häuschen. Ich sprang vom Baum, raste. Die am Winchester befestigte elektrische Langrohrlampe blitzte auf, zwei phosphorisch leuchtende Kugeln in meiner Baumhöhle. Deutlich hoben sich Kimme und Korn gegen eins der grüngelben Lichter ab. Knall. Feuerstrahl. Röcheln im Baum. Stille. Mit schußfertigem Winchester, das Messer zwischen den Zähnen, näherte ich mich. Das Licht meiner Lampe grollte in die Höhle warf den Jaguar noch einmal hoch. Einer weiteren Kugel bedurfte es nicht. Das Tier klatschte tot hin.

Lobita lag mit zermalmtem Kopf hinten in ihrem Lager.

Was ich in jener Nacht tat, weiß ich nicht mehr. Geschlafen habe ich nicht. Ich war wieder allein mit mir und den Sümpfen.

Sechs Jahre sind inzwischen dahingegangen. Immer denke ich an Lobita, wie man an ein verlorenes, geliebtes Wesen denkt. Wie ist das möglich? Und nun habe ich mich von einem Druck befreit und endlich Lobitas Geschichte niedergeschrieben, so, wie ein Mensch sie begreifen kann. Aber wie wenig begreifen wir.